

Zeitschrift: Curaviva : Fachzeitschrift
Herausgeber: Curaviva - Verband Heime und Institutionen Schweiz
Band: 79 (2008)
Heft: 12

Artikel: Soziologieprofessor François Höpflinger zu Generationenfragen : "Die Gesundheitskosten sind das grössere Problem als die AHV"
Autor: Steiner, Barbara / Höpflinger, François
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-803713>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 07.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Soziologieprofessor François Höpflinger zu Generationenfragen

«Die Gesundheitskosten sind das grössere Problem als die AHV»

■ Barbara Steiner

In der Gesundheitsvorsorge sieht François Höpflinger, Soziologieprofessor und Mitverfasser des Generationenberichts Schweiz, eine wichtige Massnahme zum Erhalt der Generationensolidarität.

■ *Eine wachsende Zahl von Frauen und Männern bleibt kinderlos, die Zahl Hochbetagter steigt, und ihre Pflege beansprucht immer mehr Ressourcen. Werden in den Pflegeheimen als Folge dieser Entwicklungen künftig von Robotern betreute, vereinsamte Alte ohne Angehörige leben?*

François Höpflinger: In den nächsten rund 20 Jahren kommen vorerst noch familienfreundliche Jahrgänge ins Alter. Nachher werden es tatsächlich immer mehr Menschen ohne Kinder sein. Weil diese aber schon früher realisiert haben, dass Kinderlosigkeit gewisse Konsequenzen hat, haben sie allenfalls Bluts- durch Wahlverwandschaften ersetzt. Allerdings basieren Freundschaften stark auf Gegenseitigkeiten – beide Seiten bieten moralische und andere Unterstützung. Wenn jemand pflegebedürftig wird, wird die Gegenseitigkeit und damit auch die Freundschaft oft durchbrochen.

■ *Somit droht die Vereinsamung ...*

Höpflinger: Nicht unbedingt. Mit dem Eintritt ins Pflegeheim beispielsweise lässt sich Einsamkeit vermeiden. Dort treffen Betagte und Hochbetagte Gleichaltrige und können neue Kontakte knüpfen. Dank der Mitarbei-

tenden haben sie auch Kontakt mit Leuten aus jüngeren Generationen. Es gibt ja bereits Angebote wie Pflegewohngruppen, die eine Art Familienersatz bieten können. Diese Betreuungsformen werden möglicherweise noch an Bedeutung gewinnen. Zukunft haben sicher auch Institutionen mit vielen Freiheiten und wellnessorientierten Angeboten, die sich bedürfnisgerecht zusammenstellen lassen.

■ *Also doch keine Roboter?*

Höpflinger: Die Roboter stammen ursprünglich aus Japan. In der dortigen Kultur gehen die Menschen davon aus, dass auch Maschinen und Häuser einen Spirit, einen Geist, haben. Ihre Einstellung Robotern gegenüber unterscheidet sich von unserer. Ich bezweifle, dass sich solche Konstruktionen hier durchsetzen können – und falls doch, dürfen sie primär als Ergänzung zur Pflege durch Menschen eingesetzt werden, beispielsweise in Form elektronischer Plüschtiere. Wichtiger werden wohl verdeckte Technologien, von denen die Leute gar nicht viel merken, die ihnen aber das Leben erleichtern, und technische Errungenschaften, welche Menschen, die noch selbständig handeln können, mehr Kontrolle verschaffen.

■ *Gemäss Generationenbericht ist die Solidarität zwischen den Generationen wesentlich grösser, als die öffentlichen Diskussionen über den Generationenvertrag vermuten liessen. So erbringen die Älteren beispielsweise in der*

Kinderbetreuung unentgeltlich Leistungen zugunsten der Jüngeren. Wird das so bleiben mit Grossmüttern und Grossvätern, die sich immer länger jugendlich geben?

Höpflinger: Das Hüten der Enkel ist für gesunde Grosseltern eine Möglichkeit, an frühere Lebensphasen anzuknüpfen. Oft benutzen sie die Enkel auch, um sich soziokulturell zu verjüngen. In Einrichtungen wie dem Rapperswiler Kinderzoo trifft man einerseits junge Mütter, andererseits Grosseltern mit Kindern. Hinter traditionellen Bildern können Grossmütter und Grossväter zum Teil auch Verhaltensformen ausleben, ohne Verantwortung übernehmen zu müssen. Die Enkel richten den Blick nach vorn, gleichzeitig wecken sie Erinnerungen an früher. Ältere Männer nutzen ihre Grossvaterrolle, um das Emotionelle zu pflegen, das in der Phase der Berufstätigkeit allenfalls zu kurz kam. Zu den Enkeln haben auch Grosseltern gute Kontakte, die Jugendlichen sonst sehr kritisch gegenüberstehen. Gute Kontakte zwischen Personen aus unterschiedlichen Generationen, die sich nicht verwandt sind, ermöglichen Projekte wie Wahlgrosselternschaften oder «Generationen im Klassenzimmer», wo ältere Menschen regelmässig ihre Lebenserfahrung und Zeit Kindern im Hort, dem Kindergarten oder der Schule zur Verfügung stellen. Hier können allerdings nur Gesunde partizipieren. Der Kontakt mit viel jüngeren Menschen braucht ein hohes Mass an Ressourcen und Kompetenzen und

kann ältere Menschen auch überfordern.

■ *Berücksichtigen dies die Jüngeren immer ausreichend, wenn sie darüber diskutieren, was die Betagten brauchen?*

Höpflinger: Die älteren Menschen sehen manches tatsächlich anders als die Jüngeren. Ich habe einmal ein Altersheim besucht, das neben dem Friedhof

gleich noch rasch im Heim vorbeischauen.

■ *Sind die verschiedenen Generationenprojekte denn überhaupt altersgerecht?*

Höpflinger: «Generationen im Klassenzimmer» bewährt sich bei kompetenter Begleitung sehr gut. Krippen und Tagesstätten in Alterseinrichtungen sind interessant, weil sie die Rekrutie-

wenn sie Kindern draussen beim Spielen zuschauen können. Nötig sind allerdings getrennte Eingänge. Und der Besuch von Kindern im Heim muss angekündigt werden, damit sich Bewohnende, die den Kontakt nicht wünschen, zurückziehen können. Manche wollen vielleicht nicht an die eigene Kindheit erinnert werden, anderen sind die Kinder einfach zu schnell. Gerade Demente haben oft



Soziologieprofessor François Höpflinger sieht in Heimen ein spannendes Experimentierfeld für Multigenerativitat.

Zum einen arbeiten dort Menschen aus unterschiedlichen Kulturen, zum andern treffen jüngere Personen auf Betagte.

Fotos: bas

liegt. Viele Junge haben den Eindruck, das sei unangenehm. Die Heimbewohnenden hingegen finden es spannend, weil auf dem Friedhof oft etwas los ist und Leute, die ein Grab besuchen, auch

rung von Personal erleichtern, wenn sie auch den Mitarbeitenden zur Verfügung stehen. Zudem lässt sich die Infrastruktur besser nutzen, und viele Betagte freuen sich,

Mühe mit dem Tempo junger Menschen.

Grundsätzlich ist den Heimen ein Kränzchen zu winden: Sie sind sehr offen und innovativ, wenn es darum

geht, den Kontakt zwischen den Generationen zu fördern.

Dass sie trotzdem immer noch ein eher negatives Image haben, ist wohl einfach zu akzeptieren. Ändern lässt sich dies wohl nur, wenn immer wieder versucht wird, die Bevölkerung ins Heim zu holen, sei es mit einem öffentlichen Restaurant oder Veranstaltungen – wobei immer darauf zu achten ist, dass für die Bewohnenden nicht zu viel Unruhe entsteht und diese sich zurückziehen können.

■ *Wegen der höheren Lebenserwartung haben die Menschen heute mehr lebende Vorfahren als früher. Sie erleben dann aber auch öfter als früher ihren Tod mit. Hat sich dadurch in der Gesellschaft etwas an der Einstellung zum Sterben geändert?*

Höpflinger: Das ist unterschiedlich. Einen Teenager kann der Tod eines Grosselternteils stark beschäftigen. Einem Kleinkind hingegen geht ein Todesfall in der Regel nicht immer nahe. Wie stark der Verlust eines Elternteils erwachsene Kinder belastet, hängt unter anderem davon ab, ob noch ungelöste Konflikte im Raum standen. Auch dass man dann quasi in die Reihe vorrückt, die als nächstes dran ist mit Sterben, kann einiges auslösen. Über den Tod wird heute meines Erachtens nicht mehr geredet als früher, über das Sterben in abstrakter Weise hingegen schon. Ich denke da an die ganze Debatte über die Sterbehilfe. Zu erwähnen ist, dass auch Leute, die sich stark mit dem Sterben und dem Tod beschäftigen, sich sehr schwer tun können mit dem eigenen Hinschied. Das hat ja auch das Beispiel von Elisabeth Kübler-Ross gezeigt. Sie konnte ihre eigenen Rezepte nicht einhalten. Es hat sich im Übrigen auch herausgestellt, dass es nicht alle Bewohnenden von Altersheimen unbedingt schätzen, offensiv mit Kerzen und so weiter auf den Tod von Mitbewohnenden

François Höpflinger

François Höpflinger ist Titularprofessor für Soziologie an der Universität Zürich und Mitverfasser des im Sommer im Zürcher Seismo-Verlag erschienenen Generationenberichts Schweiz (ISBN 978-3-03777-063-4). Ausgehend von Forschungsergebnissen aus dem nationalen Forschungsprogramm 52 «Kindheit, Jugend und Generationenbeziehungen» vermittelt dieser eine umfassende Darstellung neuer Trends zu familialen und ausserfamilialen Generationenbeziehungen. (bas)

hingewiesen zu werden. Es wird ihnen irgendwann zu viel. Besser bewährt hat sich die Einrichtung eines speziellen Raums, in welchem jene, die dies tun wollen, von den Toten Abschied nehmen können. Erleichtert wird das Sterben ganz klar durch die Begleitung nach den Grundsätzen der Palliativpflege.

■ *Grosszügige Erbschaften verhelfen einem Teil der Bevölkerung zu einer Art vierten Säule in der Altersvorsorge. Andere müssen mit weit weniger Geld auskommen.*

Höpflinger: Wir beobachten tatsächlich eine zunehmende Polarisierung. Auf der einen Seite gibt es immer mehr wohlhabende bis reiche Alte. Der Kreis der einkommensschwachen Betagten wird aber nicht kleiner. Rund 12 bis 15 Prozent der Pensionierten sind auf Ergänzungsleistungen angewiesen. Die Ungleichheiten, die es im Alter schon immer gab, werden immer ausgeprägter. Vor allem die zweite Säule führt zu enormen Unterschieden beim Einkommen. Allerdings sind in der Schweiz mit AHV und Ergänzungsleistungen auch die Ärmeren relativ gut abgesichert. Immer grösser wird die Gruppe der Hauseigentümer, die wegen der hohen Grundstückspreise steuerlich hoch bewertetes Wohneigentum, aber nur wenig Einkommen haben. Sie haben keinen Anspruch auf Ergänzungsleistungen und bezahlen die vollen Spitex- und Krankenkassentarife. Hier könnte es sein, dass im Alter Verarmung droht. Denkbar ist auch, dass die Finanzkrise Leute zum

Auszug aus teuren Seniorenresidenzen zwingt. Dies könnte den Bedarf an Plätzen in subventionierten Heimen erhöhen.

■ *Wie sieht es aus mit der Solidarität zwischen reichen und armen Alten?*

Höpflinger: Interessanterweise sind gerade jene Rentner, die wenig Geld haben, oft grosszügige Spender. Mehr Mittel würden allenfalls in Altersprojekte fliessen, wenn der Pflichtteil für Erben abgeschafft würde. Ausserdem sollte das Stiftungsrecht so angepasst werden, dass eine Änderung des Stiftungszwecks einfacher möglich ist. Heute sind Milliarden blockiert, weil sie für etwas vorgesehen sind, das heute gar nicht mehr benötigt wird. Dafür würde das Geld anderswo dringend gebraucht. Die Hatt-Bucher-Stiftung und die Age-Stiftung sind zwei Beispiele von Projekten, die wohlhabenden Privaten zu verdanken sind. Andere stellen sich für Freiwilligenarbeit zur Verfügung.

■ *Die Grenzen zwischen den Altersgenerationen verwischen sich zusehends. Macht diese Einteilung überhaupt noch Sinn?*

Höpflinger: Die Jugend wird tatsächlich immer mehr dominiert von jung gebliebenen Erwachsenen. Gleichzeitig gehören die Menschen immer mehr den kulturellen Generationen an. Ein 60-Jähriger besucht heute vielleicht am Samstag ein Rockkonzert, spielt am Sonntagmorgen mit seiner kleinen Tochter aus der Zweitfamilie und der Enkelin und geht dann in die Beiz

jassen. Einige Jugendliche reagieren darauf unter anderem so, dass sie versuchen, die Erwachsenen mit negativen Bildern möglichst früh alt zu machen.

■ *Was ist zu tun, damit die Generationensolidarität nicht abnimmt?*

Höpflinger: Wichtig ist, dass die ältere Generation zu sich schaut und mit Hilfe von Fachleuten möglichst lange selbständig bleibt. Die Gesundheitsförderung ist ein zentrales Postulat. Bei den Gesundheitskosten findet schon heute eine grosse Umverteilung statt. Das ist das grössere Problem als die

AHV. Mit Projekten wie gesundheitsbezogenen Hausbesuchen und Rehabilitationsmassnahmen kann hier viel erreicht werden. Eine radikale Lösung wäre, die Langzeitpflege am Lebensende aus dem Gesundheitssystem rauszunehmen und über allgemeine Steuermittel zu finanzieren. Mit der Krankenkassenlösung wird die Pflege medikalisiert und der Arzt hat eine Stellung, die ihm oft nicht zukommt. Entscheideträger sollten vielmehr Pflegefachleute sein; der Arzt könnte als fachlicher Beirat beigezogen werden.

■ *Wird sich die Rolle der Pflegeeinrichtungen verändern?*

Höpflinger: Vorausschicken möchte ich, dass die Heime ein spannendes Experimentierfeld für Multigenerativität sind. Einerseits arbeiten in den Heimen Menschen aus unterschiedlichsten Kulturen, andererseits treffen jüngere Personen auf Betagte. Darauf sollten die Institutionen eigentlich viel offensiver hinweisen. Wie schon gesagt: Die Institutionen hätten einen besseren Ruf verdient. Eine wichtige Rolle spielt im Ganzen, dass die Leute immer noch ein schlechtes Gewissen haben, wenn sie ihre Angehörigen nicht daheim pflegen und deshalb zum Teil nicht einmal Entlastungsangebote zu beanspruchen wagen. Dabei hat es die Grossfamilie, die in der Vorstellung vieler Leute als hehres Ideal verankert ist, so nie gegeben. Das Bild wurde gegen Ende des 19. Jahrhundert in einer wertkonservativen bürgerlichen Zeit gezimmert und in den 50er-Jahren des letzten Jahrhunderts noch vergoldet. Auch die Ansicht, in weniger weit entwickelten Ländern würde den Alten noch mit viel mehr Achtung begegnet, stimmt nur bedingt. Wir untersuchen derzeit die Verhältnisse in Burkina Faso. Gut geht es dort jenen, die eine starke Stellung im Clan und viel Grundbesitz haben. Verwitwete Frauen dagegen sind oft auf sich allein gestellt. ■



Die Grossfamilie, die in der Vorstellung vieler Menschen als Idealbild verankert ist, habe es so nie gegeben, sagt François Höpflinger.